Telematisches Ich, virtueller Raum und Online-Beratung

Autor(en): **Thiery, Heinz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **40 (2014)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-800100

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Telematisches Ich, virtueller Raum und Online-Beratung

Jede Beratungsmethode gründet auf einer impliziten oder expliziten Auslegung des zu beratenden Gegenübers. Während Fachpersonen im simultanen Setting mit einer räumlich anwesenden Person umgehen, bleibt das «Ich» der Online-Beratung anonym und hinter einem Bildschirm verborgen – es verweilt in Distanz. Mit den überlieferten, auf den simultanen Kontext zielenden Theoremen ist weder das telematische Subjekt noch der virtuelle Raum adäquat beschreibbar. Eine verlässliche, für Beratung taugliche Form der Adressierung wäre unwahrscheinlich, würde das Onlinesubjekt sich nicht entlang stabiler Möglichkeitsbedingungen konstituieren. Online-Interventionen sind längst Praxis, obwohl grundsätzliche Überlegungen zu deren Voraussetzungen fehlen.

Heinz Thiery
Dipl. Päd., bis zum 1. April 2014 Leiter der virtuellen Beratungsstelle der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung in Deutschland, D-67373 Dudenhofen, heinz.thiery@web.de

Schlagwörter: Telematisches Ich | Cyberspace | E-Beratung | Theorie |

Kopräsenz versus Telekommunikation

Wo auf Beratung Bezug genommen wird, erfolgt dies unter den gängigen Annahmen der Kopräsenz: Es handelt sich um eine Interaktion unter Anwesenden. Rahmen und Setting sind den beratenden Professionen vertraut, die sinnkonstituierende Terminologie muss nicht permanent re-definiert werden. Anders verhält es sich mit der Onlineberatung: Sie wirkt – als telematische Form der Beratung – wie ein Kontrapunkt zu etablierten Vorstellungen und erzwingt neue Unterscheidungen. So wird der Blick auf die Kommunikation in Distanz gelenkt, die verloren gegangene Sofortreaktionen nicht einfach durch der mündlichen Sprache angeglichene Texte kompensiert, sondern eigene Formen der Mitteilung und des Verstehens geschaffen, für die es «im Nexus des Mündlichen kein Vorbild gibt».[1] Telekommunikation stiftet mit und über die Online-Beratung eine neue, bislang noch ungewohnte, auf Texte gestützte Beratungskultur.[2]

Virtueller Raum

Der virtuelle Raum geht dem telematischen Ich sachlogisch voraus, ohne ihn gibt es kein telematisches Ich. Wählbare Mitteilungsformen bleiben auf die verfügbaren Kommunikationskanäle beschränkt, er ist technisch determiniert und präsentiert sich zweidimensional über den Bildschirm, der als Ein- und Ausgang fungiert. «Lebendig» werden virtuelle Räume erst durch die in ihnen geführte Kommunikation.

Authentizität und Echtheit

Ungeachtet der technischen Möglichkeiten beschränken sich die nachfolgenden Überlegungen auf den virtuellen Raum als einem «Schriftraum».[3] Gepflegt wird eine auf Schrift basierende Kommunikation. Im Zusammenhang mit Beratung schafft ein solches Vorgehen auf Seiten der beratenden Professionen Unbehagen, weil die (beratungsspezifische) Eigenleistung eines Individuums[4] nicht unmittelbar beobachtet werden kann. Wird Text mit Hilfe elektronischer Medien übermittelt, kann er als Folge der Abwesenheit der VerfasserInnen diesen nicht mit Sicherheit zugeordnet werden, die Autorenschaft ist in Frage gestellt. Virtuelle Räume relativieren die Frage nach Authentizität und Echtheit und fokussieren einseitig auf die in den Texten enthaltenen Informationen. Sie erlauben die raum-zeitliche Auftrennung von Kommunikant und Kommunikat. Unter diesen Bedingungen entwickelt sich eine de-personalisierte Interaktion,[5] bei der die Beteiligten von der Verpflichtung befreit sind, für die (eigene) Wiedererkennbarkeit[6] einzustehen.

Virtuelle Räume – auf Schrift gestützt

Virtuelle Räume etablieren eine radikal auf Schrift gestützte Kommunikation, die keine unmittelbar bestimmbaren empirischen Subjekte benötigt, um zu funktionieren. «Jede Schrift muss daher [...] in radikaler Abwesenheit jedes empirisch bestimmten Empfängers überhaupt funktionieren können.»[7] Durch Aufbewahrung (Speicherung) der Dialoge wird das Gedächtnis aller Beteiligten von Erinnerungslücken oder vor dem Vergessen entlastet. Interaktive virtuelle Räume etablieren die Möglichkeit, das eigene Gedächtnis dorthin auszulagern. In virtuellen Räumen veröffentlichte Texte «operieren» grenzenlos, sie besitzen eine weltweite Reichweite, die sich faktisch nur noch an Sprachbarrieren begrenzt.

Doch Texte alleine genügen nicht, um den virtuellen Raum zu einem Raum sozialer Interaktion (= Cyberspace) zu machen. Durch die Möglichkeit, sich jederzeit und wiederholt auf die veröffentlichten Texte zu beziehen, steigt die Wahrscheinlichkeit der telematischen Anschlusskommunikation. Jede Wiederholung der Lektüre kann zu einem makroskopisch neuem Verstehen führen, weil der Text – in seiner schriftlichen Form – im Gegensatz zur AutorIn still hält,[8] wenn er aus unterschiedlichen Blickrichtungen beurteilt wird. Bereits 1925 hat Freud in seiner Notiz über den Wunderblock[9] sinniert, von welcher Art das Psychische sein muss, da es sich vermittels Texten darstellen lässt und es folglich «keine textlose Psyche»[10] gibt. Ähnlich dem Wunderblock verfügt der Cyberspace über eine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit und kann genutzt werden, um Spuren zum eigenen Ich dauerhaft aufzubewahren. Auch die von der Fachperson während der simultanen Beratung vor Ort gefertigten Notizen sind nichts anderes als nachträglich lesbare Spuren zum abgesicherten Verständnis des Gegenübers. Zur Regulation der Überfülle der auf die Fachperson einströmenden Informationen bedarf auch das simultane Beratungsgeschehen einer beständig mitlaufenden Absicherung.

Begegnung mit sich selbst im virtuellen Raum

Bewirken virtuelle Räume nicht ein Auseinanderfallen von zusammengehörigen Informationen? Selbst wenn: Jedes Auseinanderfallen eröffnet die Chance, durch erneutes, neu geformtes Zusammenfügen zu neuen Einsichten und Erkenntnissen zu gelangen. Virtuelle Räume sind nicht blosse Additive, sie fügen sich den simultanen Räumen nahtlos an und ein. In ihnen wird real gehandelt[11] und scheinbar verloren Gegangenes je nach Bedarf rekonstruiert: Selbstbezug und Fremdwahrnehmung, Fixierung und Wiederholung sowie die Beschreibung von Innerlichkeit. Virtuelle Räume stellen gewissermassen einen Gegenentwurf zur radikalen Individualisierung[12] dar, wie sie den Individuen aktuell abgefordert wird. Obgleich distanziert und körperlos anmutend, bewirken virtuelle Räume eine besondere Naherfahrung: die Begegnung mit sich selbst.[13] Selbstbeschreibungen können mit anderen geteilt werden, die Sicht derer, die auf den Text reagieren kann das Selbstverständnis sowohl erschüttern wie erweitern – dies alles unabhängig von den Raum-Zeit-Koordinaten der dreidimensionalen Welt und bei deutlich vergrösserter Reichweite.

«Reale Simulation» in virtuellen Räumen

Als Produkt kognitiver Vorgänge ist die virtuelle Interaktion in gleicher Weise real wie die simultane. Der virtuelle Raum taugt nicht nur für Fernbeziehungen mit Abwesenden, zusätzlich «simuliert» er einen Nahbezug jenseits simultaner Raum-Zeit-Bedingungen. Eigene Texte können aus einer Distanz heraus gelesen werden, als wären sie von Anderen geschrieben: die AutorIn wird zur BeobachterIn zweiter Ordnung. Wird bei der Lektüre eine hinderliche Distanz zwischen Ich und Selbst erkennbar, drängt sich von selbst die Frage auf, wie diese überwunden werden kann.

Virtuelle Räume werden in doppelter Weise zum Medium:

- als Dazwischen der sozialen Interaktion (ohne Raum gibt es keine soziale Interaktion)
- als Dazwischen von Ich und Selbst, soweit Selbst als Eigenwahrnehmung aus der Sicht der Alter Ego verstanden wird.

Vermittels des virtuellen Raums wird das telematische Ich «eindrücklich», es macht sich sichtbar.

Der virtuelle Raum verkörpert eine Doppelfigur. Einerseits ist er die Möglichkeitsbedingung der Erscheinungsform «telematisches Ich», andererseits ist er das vermittelnde Dazwischen (Medium) zwischen den telematischen Subjekten, der sie in Verbindung «sein» lässt. Anders formuliert: das telematische Ego existiert ausschliesslich «in Verbindung».[14]

Telematisches Ich

Im virtuellen Raum formiert das Ich sich entlang selbst verfasster Texte. Beratung, so die Kritik, hat es unter diesen Bedingungen nicht mit lebendigen Personen und einem «echten» Dialog zu tun, sondern lediglich mit symbolischen Repräsentationen. Allerdings verkennt dieser Einwand den Wert von Texten bei der Objektivierung der inneren Situation und wenn es für das Subjekt darum geht, zuverlässig für die «Wiedererkennbarkeit von Sinn»[15] sorgen zu müssen. Der virtuelle Raum kann für sehr persönliche Kommunikation genutzt werden und bietet den Vorteil, dass beide, Ratsuchende und Beratende, aus der gleichen Distanz auf Texte schauen müssen anstatt auf die anwesenden Personen. Problematisch ist etwas anderes: man sieht dem Text nicht an, ob er tatsächlich aus der «Feder» des/der Verfassers/-in stammt, wie oft er überarbeitet wurde und welche der subjektiv möglichen Wahrheiten der Text enthält. Das telematische Ich präsentiert sich zeitgleich als simulatives und simulierendes Ich. Zeigt es deshalb auf einen Simulanten und sind die Informationen in den Texten ein Simulat? Oder gerät der «einsame Schreibakt [...] zur Ausführung genuiner, manchmal auch genialischer Individualität»?[16]

Das telematische Ich – eine Zweitform

Beim telematischen Ich handelt es sich um eine Zweitform des unmittelbaren, sich selbst erlebenden und verinnerlichten Ich. In Textform stellt es sich der Beobachtung und Beurteilung anderer und beobachtet die Effekte der Selbstrepräsentation anhand der Reaktionen. Vielfach ist den Texten der Widerstand gegen die Fremdreferenz anzusehen und sind deshalb für Beratungszwecke ausserordentlich aufschlussreich. Während das im mündlichen Dialog aufscheinende Ich zeitgleich verbal und paraverbal und insofern «natürlich» agiert, verhält sich das telematische Ich «künstlich». Beispielsweise durch die Möglichkeit, mit unterschiedlichen virtuellen Identitäten aufzutreten, die ganz unterschiedlichen Zwecken dienen und autonom «bedient» werden können. Es formt sich beständig neu und kann mit den selbst gewählten Identitäten «spielerisch» umgehen, weil dank der Distanz keine unmittelbare Überprüfung möglich ist und negative Folgen des Identitätswechsels weitestgehend sanktionsfrei bleiben. Während im simultanen Austausch normierte und allen Beteiligten bekannte Schemata greifen, müssen im Rahmen der Kommunikation im Cyberspace die gegenseitigen Ansprüche zu Beginn jeder neuen Diskussion (schriftlich) expliziert werden.[17] Der virtuelle Raum erbt die Schrift und von ihr die Möglichkeit, Verstehen als Rückblick auf sich selbst zu generieren, weil Schriftkommunikation sich immer schon auf eine «unvermeidbare Nachträglichkeit»[18] einlassen muss. Über den Umweg der Virtualität gelingt es den Interaktanten ebenfalls, zur überprüfbaren und damit zur tatsächlichen (aktualen) Identität vorzudringen.[19]

Sicher sein darf sich das telematische Ich seiner Fakten setzenden Wirkung, nicht zuletzt weil alles, was getan wird, Fakten setzt.[20] Was ohne Einschränkung auch für das schriftsprachliche Handeln gilt. Eine Tatsache, die dem telematischen Ich genügend Selbstbewusstsein[21] verleiht, um mit den immer wieder auftretenden Unsicherheiten umzugehen, mit der die

Kommunikation im Cyberspace behaftet ist. Es entlastet sich von der (simultan) mitlaufenden Prüfung auf «richtiges» Verstandenwerden und überlässt diese Operation jenen, die sich (freiwillig) mit dem Text auseinandersetzen.

Telematisches Ich als «Diskurs-Ich»

Telematische Subjekte nutzen virtuelle Räume, um institutionalisierte Strukturen zu unterlaufen, sofern informelle Alternativen verfügbar sind. Das sichtbare Nutzungsverhalten belegt die Lust auf Diskursmöglichkeiten jenseits institutionell genormter Angebote, denen sie sich aus unterschiedlichsten Gründen nicht (mehr) vorbehaltlos anvertrauen respektive ausliefern wollen. Von Vorteil ist, dass sie die getroffene Auswahl nicht rechtfertigen müssen. Reaktionen motivieren das telematische Ich zur Selbstreflexion. Jede Antwort aus dem «off» kann deren Einsatz bewirken. Aus dem «cogito ergo sum» bei Descartes wird ein telematisches Credo im Sinne von «Ich werde wahrgenommen, also bin ich».[22] Es macht Sinn, die Hilfe anderer NetzbewohnerInnen in Anspruch zu nehmen, wenn über diesen Weg dringend benötigte Information schneller und effektiver beschafft werden kann.

Egologische Kommunikation mit Anschluss

Gekennzeichnet ist die egologische Haltung vom Postulat, nicht lange bei Unpassendem zu verweilen, sondern Passendes schnell zu finden. Mit etwas Glück liegt es nur einen Mausklick entfernt. Telematisch definiertes Selbstsein ist der Versuch, sich temporär der Unterwerfung unter hierarchisch überformte Kommunikationsformen zu entziehen. Im Cyberspace erlebt es sich als selbstbestimmtes, freies Individuum – ein Zustand, der in der unmittelbaren Realität auf immer weniger Menschen zuzutreffen scheint. Selbstbewusst nimmt das telematische Ich für sich in Anspruch, täuschen und sich täuschen zu dürfen, seinen Gefühlen inklusive der gefühlsmässigen Ausbrüche (Exaltiertheit) freien Lauf lassen zu dürfen, um danach abzuwarten, wie die Anderen darauf reagieren. Sogar «exaltierte Vorhaben und überspannte Idiosynkratien werden auf diese Weise annehmbar, sofern sie denn nur vollzogen werden um der Wahrheit»[23] willen. Was erklärt, warum innerhalb der Gruppenformen der Online-Beratung (Chat oder Forum) selbst Texte mit sozial abweichendem Inhalt als Interaktionsangebot fungieren können.[24]

Zur Anschlusskommunikation kommt es trotz des dominanten Selbstbezuges deshalb, weil die Verteilungstechnologie «Internet» die Chance auf prinzipiell weltweite Reaktion erhöht. Kommunikationsaufnahme ist die Folge einer egologischen Überkreuzung mit anderen «ties» (Netzknoten). Jede/r kommuniziert nach eigenem Belieben und solange, wie sie oder er vom Fortgang der Kommunikation profitiert. Weil keine anderen Zwecke vorgegaukelt werden, ist diese Form der Kommunikation insgesamt ausgesprochen ehrlich: Sie täuscht nicht vor, was nicht gemeint ist und sie verspricht nicht, was nicht gewollt ist. Normerwartungen können frei von der Furcht vor negativen Konsequenzen ignoriert werden. Kommunikation kann sich deshalb selbst dann fortsetzten, wenn die Beteiligten nur mässig interessiert sind.[25]

Egologische Präsentation und Kommunikation im Cyberspace bilden die kollektiven Refugien einer auf das Individuum und das individuelle Glück ausgerichteten Gesellschaft. «Cyberspace» ist die Semantik eines Rückzugsraums, in dem konträr zu den Bedingungen der physischen Realität «gelebt» werden kann, eine Art gelebte Utopie und wir alle leben bereits in ihm. Statt des gesprochenen Worts «spricht» die Tastatur, die Entertaste repräsentiert die Aufforderung, einzutreten. Mit den digitalen Techniken hat die Symbolisierung des Alltags an Radikalität zugelegt, wirkt jedoch nur auf jene noch befremdlich, die den technischen Veränderungen distanziert gegenüberstehen. «Elektronische Datennetze repräsentieren als kulturelle Errungenschaften spezifische Praktiken und Sinnzusammenhänge und können daher in Anlehnung an den Lebensweltansatz als soziale Kontexte begriffen werden.»[26]

(Telematische) Interaktion im Cyberspace

Warum sollte jemand seine Aufmerksamkeit auf die Mitteilung eines anderen konzentrieren, obwohl sie oder er dies auch unterlassen könnte?[27] Die Antwort lautet: mit Hilfe anderer gelingt die Beschaffung benötigter Information schneller und umfassender. Unter Zuhilfenahme eines Verbreitungsmediums wie dem Internet sind im weltweiten Netz prinzipiell alle Nutzenden adressierbar, die eine gemeinsame Sprache sprechen. Internetkommunikation präsentiert sich als stabil, weil reproduzierbar. Warum also auf Termine in der örtliche Beratung warten, wenn die Informationen auch online verfügbar sind und darüber hinaus selbst Betroffene mit ihren authentischen Erfahrungen (anonym) zu Wort kommen können? Jede Form von Beratung ist mit Kontingenz behaftet und erzwingt auf Seiten der institutionell tätigen Fachperson das Bedürfnis nach «Einschränkung des Spielraums der Möglichkeiten»,[28] um den Rahmen der Interaktion planbar zu gestalten. Anders formuliert: Fachpersonen müssen mit der überraschenden Präsentation des zu beratenden Gegenüber umgehen und im Verlauf des Beratungsprozesses «die Überraschungsqualitäten ihres Verhaltens entsprechend vorsichtig dosieren».[29]

Sozialabhängigkeit versus Individualisierung

Ein weiterer Punkt ist die partielle Auflösung des (scheinbaren) Gegensatzes von Sozialabhängigkeit und Individualisierung. Das Geschehen im Cyberspace verdeutlicht den Beteiligten, dass der Begriff der Individualität «seinem Sinn nach eine Kollektividee» ist[30] und der Cyberspace jenes Medium ist, das dem «Ich» diese Form sichtbar einschreibt. Weshalb nicht verwundert, wenn die Kommunikation im Cyberspace immer wieder als solidarischer Gegenentwurf zur gesellschaftlich forcierten Individualisierung des Subjekts genutzt wird.

Kontingente Kommunikation auf Distanz

Als dritter Punkt ist der Vorteil von Kommunikation auf Distanz zu nennen.[31] Kommunikation auf Distanz erlaubt die sanktionsfreie Wahl, Kontakte anzunehmen oder abzulehnen. Abhängigkeiten und Unwägbarkeiten (Kontingenzen) der Simultaneität lösen sich auf. Zumal simultanes Wiedererkennen nicht immer zuverlässig bei der Einschätzung hilft, wie mit dem Anderen zu verfahren sei. Vor allem dann nicht, wenn unterstellt werden muss, das Verhalten des Gegenüber sei taktischer Natur, während der soziale Takt es verbietet, dies anzudeuten oder gar mitzuteilen. Beide Seiten könnten unter der erlebten Zurückweisung leiden und darüber wichtige Ziele des gemeinsamen Handelns verfehlen. Unter diesen Bedingungen ist den Beteiligten mit Beratung auf Distanz besser gedient. Nicht wünschenswerte Sofortreaktionen werden durch den Zeitversatz der schriftlichen Kommunikation zumindest teilweise kompensiert und können sich für beide Seiten gewinnbringend auswirken.

Auflösung der Entität «Individuum»

Und schliesslich: als Folge einer erweiterten Partizipation befreit sich das telematische Ich von der Unterstellung, es gebe letzte, nicht hintergehbare Identitäten.[32] Das Medium «Internet» präsentiert und konserviert schriftliche Eigenschöpfungen als autonome, kreative Akte, die jederzeit umgeformt werden können, weil Text der Umformung keinen Widerstand entgegensetzt. Die bei der Umformung außer Acht gelassenen Möglichkeiten bleiben weiterhin vorhanden und können bei passender Gelegenheit gewählt werden.[33]

Neuere Evaluationen belegen, dass das virtuelle Setting bei bestimmten Problemlagen effektiver und wirksamer ist als das simultane.[34] Definiert man die Unterschiede zur simultanen Kommunikation weniger als Hindernis, sondern als positive Folge eines katalytischen Zusammenspiels von virtuellem Raum und telematischen Ich, erschliesst sich der Wert auch radikal rechthaberischer, auf Erklärung beharrender Kommunikation, die am Ende zu einem besseren Selbstverständnis gerade durch Ablehnung der Positionen Anderer führen kann.

Beratung im virtuellen Freigehege – ein individueller Lern- und Erfahrungsraum?!

BeobachterInnen erleben die Kommunikation im Cyberspace als von gesteigertem Informationsbedürfnis getragen, bei gleichzeitig verringerter Akzeptanz. Aus der Sicht aussenstehender Unbeteiligter sind die schriftlichen Dialoge von Ignoranz und Undankbarkeit geprägt. Ganz im Gegensatz zu Beratungsdialogen vor Ort, die respektvoll und zugewandt ablaufen. Tragendes Element von Beratung ist die Bereitschaft der KlientInnen zur Mitarbeit (Gefolgschaft!?) sowie eine wahrheitsgemässe Darstellung des Anliegens. Auf dieser einfachen Formel beruhen die Grundfesten der Zusammenarbeit beider Seiten, Beratungsbeziehung oder working alliance genannt.[35] Aber müssen sich beide – wie im Working Alliance Inventory formuliert – tatsächlich mögen («mutual trust, confidence and liking of one another»?[36] – gegenseitiges Vertrauen, Zutrauen und gegenseitige Zuneigung). Liegt in der fehlenden Möglichkeit der Zuneigung der Grund für die Zurückhaltung gegenüber anonymen Beratungsformen?

Entmonopolisierung der örtlichen Strukturen

Mit der Ausweitung interaktiver Angebote im Internet geht die Möglichkeit einher, auch personenbezogene Hilfen ausserhalb regional institutionalisierter Angebotsformen zu nutzen. In den Augen der netzaffinen KlientInnen ist der Wegfall der simultanen Beratungsbeziehung keineswegs von Nachteil, unter bestimmten Umständen sogar von Vorteil. Die beratenden Professionen werden sich dieser Entwicklung nur unter Inkaufnahme einer Bestandsgefährdung entziehen können, denn die Angebote im Netz entziehen den örtlichen Beratungsdiensten ihre langjährige monopolistische Stellung im Versorgungssystem. Während die Online-KlientInnen die Beratung auf Distanz bei bestimmten Anliegen vorziehen, hält die Mehrheit der Fachpersonen an tradierten Vorstellungen wie der Unverzichtbarkeit simultan geteilter Emotion und Interaktion fest, d.h. die BeraterIn weiss, wie zu handeln ist und es wird unterstellt, die Ratsuchenden wünschen diese Form der Behandlung. Als Folge fehlende Anpassung an die beobachtbaren gesellschaftlichen Entwicklungen könnte aus der Falscheinschätzung ein Kurzschluss werden, auf den «Resignation oder Fatalismus folgen».[37]

Emanzipation der Online-KlientInnen

Für die im Cyberspace geführten Dialoge hat es den Anschein, sie eröffneten Differenzen, die es im simultanen Setting nicht gibt oder durch das routinierte Handeln der BeraterIn vermieden werden können. Doch gerade die sozial abweichenden Reaktionen der Online-Ratsuchenden eröffnen den Fachpersonen neue Perspektiven auf die Ratsuchenden, wie sie ausserhalb des virtuellen Freigeheges nur ausnahmsweise gewonnen werden dürften. Im Cyberspace widerstreiten Ratsuchende dem Ziel der Beratung sowie der zur Anwendung kommenden Methode solange, bis eine in ihren Augen zufriedenstellende Aufklärung der relevanten Fragestellungen erfolgt ist. Nicht nur die Fachperson begleitet den Beratungsprozess aus einer Metaperspektive, auch die Ratsuchenden analysieren die Texte auf die Frage hin, ob sie sich gut behandelt und verstanden fühlen und untersuchen die Texte der Fachpersonen auf solche Fundstellen. Wie der Prozess sich gestalten soll, wird nicht selten diskursiv ausgehandelt und emanzipiert die KlientInnen zu gleichberechtigten Prozessbeteiligten. Worin einer der Gründe liegen dürfte, warum immer mehr Menschen die Beratung auf Distanz attraktiv finden.

Online-Beratung: Beratung auf Augenhöhe

Eine Engführung von Beratung ausschliesslich auf ein Setting, in dem das unmittelbar beobachtbare Lebendige sich präsentiert, verkürzt die Erkenntnismöglichkeiten der Fachperson ebenso wie der KlientIn. Online-Angebote erlauben den Beteiligten, ihre persönliche (Selbst-)Wirksamkeit zu testen, unabhängig von persönlichen Merkmalen wie Geschlecht und Alter, Merkmale, die im Cyberspace ohnehin nicht überprüfbar sind. Und viel deutlicher als in der örtlichen Beratung dürfen sich die Fachpersonen in den offenen Reaktionen der Ratsuchenden spiegeln. Auf diese Weise etabliert sich «Beratung auf Augenhöhe» und qualifiziert den Cyberspace zu einem Lern- und Erfahrungsraum, der neue Einsichten in Individualität und Identität der postmodernen Subjekte erlaubt. Der Cyberspace fungiert als Panoptikum, als «Maschine zur Erzeugung von Sichtbarkeiten mit subjektiver Wirkung, die [...] völlig unabhängig von den Intentionen der beteiligten Individuen [...] funktioniert. Ziel ist es, einen Typ selbstkontrollierender Individualität hervorzubringen».[38] Im Zeitalter der Postmoderne muss Individualität als Programm einer permanenten Aktualisierung und rollenmässigen Ausdifferenzierung verstanden werden, ohne Aussicht auf eine überzeitlich stabile Form oder auf letzte Gewissheiten, die aktuell noch hinreichend Auskunft geben könnten, was das Individuum ausmacht und innerlich zusammenhält.[39]

Wider den Logozentrismus in Beratung und Therapie

Für eine zeitgemässe Beratung im Zeitalter der Postmoderne muss die Schrift neu entdeckt werden. Mit dem Festhalten am Logozentrismus, der Dialoge ausschliesslich als gesprochene anerkennt,[40] wird ausser Acht gelassen, dass auch Texte einen Dialog ermöglichen können, der die Lesenden ebenfalls zu sich selbst führt und die beteiligten «Seelen» in gleicher Weise zu berühren in der Lage ist.[41] Im Zeitalter des schriftlichen Austausches in allen Lebensbereichen kann es nicht länger darum gehen, die «paradiesische Version unserer Sprachlichkeit vor dem Sündenfall ihrer medientechnischen Zurüstung und Realisierung»[42] retten zu wollen. Überwindet man das hinderliche Verständnis vom «Schweigen der Texte»,[43] ergibt sich die Möglichkeit, Schreiben und Lesen interaktiv zu verbinden, wodurch

Beratung ausserhalb des simultanen Settings möglich wird, wenn auch in anderer Form. Beratung ist per se ein virtuelles Geschehen, das jeweils bestimmte Gesichtspunkte aktualisiert, um nicht gewählte als Potentialitäten aufzubewahren.

Für verbesserte Begrifflichkeiten

Wer jetzt immer noch einwendet, der Cyberspace sei das Produkt reiner Imagination und daher für Beratungszwecke untauglich, sollte sich vergegenwärtigen, dass alle Inhalte unseres Bewusstseins imaginativer Art sind. «Die Imagination als Prozess der Bilderzeugung ist geleitet durch das Spüren, und wie beim Spüren sind in der Imagination und der Phantasietätigkeit Kognitives und Affektives ungetrennt, die Einheit des Lebendigen also gewahrt.»[44] Aus Sicht des Autors gelingt die Annäherung an das gesellschaftliche Subsystem «Cyberspace» nachhaltig auf der Basis der funktionalen Systemtheorie, in Verbindung mit den Sichtweisen einiger Poststrukturalisten. Diese Festlegung entlastet nicht von der Verpflichtung, sich um verbesserte Begrifflichkeiten zu bemühen, die Systemtheorie und Poststrukturalismus verbinden und eine präzise, der Beratungspraxis verständliche Beschreibung der beratenden Kommunikation im Cyberspace ermöglichen. Eine Begrifflichkeit, die «eine terminologische Umorientierung auf der semantischen Ebene ist, die uns die Phänomene anders sehen lässt».[45]●

Literatur

Abel, Heinz (2010): Identität. Wiesbaden: VS.

Derrida, Jacques (2004): Die différance. Stuttgart: Reclam.

Freud, Sigmund (1975): Notizen über den Wunderblock. Studienausgabe Band 3, Frankfurt: Fischer.

Fuchs, P. (2005): Die Form des Körpers. S. 48-72 in: M. Schroer (Hrsg.), Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gebhardt Julian (2008): Die Telematisierung kommunikativen Handelns. S. 75-102 in: H. Willems (Hrsg.), Weltweite Welten. Wiesbaden: VS.

Gergen, Kenneth J. (1996): Das übersättigte Selbst. Heidelberg: Auer

Goffmann, Erving (1963): Stigma. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Heidegger, Martin (1978): Die Technik und die Kehre. Pfullingen: Neske.

Hörning, Karl (1988): Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen. S. 51-94 in: B. Joerges (Hrsg.), Technik im Alltag. Frankfurt: Suhrkamp.

Jochum, Uwe (2003): Kritik der neuen Medien. München: Fink.

Jörissen, Benjamin (2013): Medienbildung und Identität. S. 96-105 in: J. Croll/K. Siebenhaar (Hrsg.), Bildungs- und Erfahrungsraum Social Web. Berlin: Siebenhaar.

Junge, Matthias (2002): Individualisierung. Frankfurt: Campus.

Keppler, Angela (1996): Interaktion ohne reales Gegenüber. S. 11-24 in: P. Vorderer (Hrsg.), Fernsehen als «Beziehungskiste». Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Knaevelsrud, Christine/Jager, Jutta/Maercker, Andreas (2004): Internet-Psychotherapie: Wirksamkeit und Besonderheiten der therapeutischen Beziehung. Verhaltenstherapie 14: 174-185.

Kneer, Georg/Nassehi, Armin (1997): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Paderborn: Fink.

Krämer, Sybille (1998): Form als Vollzug. Rechtshistorisches Journal 17: 558-573.

Krämer, Sybille (2000): Subjektivität und neue Medien. S. 102-116 in: M. Sandbothe/W. Marotzki (Hrsg.), Subjektivität und Öffentlichkeit. Köln: Halem.

List, Elisabeth (2001): Grenzen der Verfügbarkeit. Wien: Passagen.

Luhmann, Niklas (1995): Die Form «Person», Soziologische Aufklärung. Band 6, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Roesler, Alexander (2008): Jacques Derrida und die Medientheorie. S. 71-88 in: A. Roesler/B. Stiegler (Hrsg.), Philosophie in der Medientheorie. München: Fink.

Sandbothe, Mike (2001): Pragmatische Medienphilosphie. Weilerswist: Velsbrück.

Schachtner, Christina (2000): Netfeelings. in: M. Sandbothe/W. Marotzki (Hrsg.), Subjektivität und Öffentlichkeit. Köln: Halem.

Schachtner, Christina (2008): Virtualität, Identität, Gemeinschaft. S. 216-235 in: H. Willems (Hrsg.), Weltweite Welten. Wiesbaden: VS.

Soby, Marten (2000): Identity and Learning in Cyberspace. S. 117-146 in: M. Sandbothe/W. Marotzki (Hrsg.), Subjektivität und Öffentlichkeit. Köln: Halem.

Sennet, Richard (2008): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Berlin: Berliner Taschenbuch.

Sutter, Tilmann (2008): «Interaktivität» neuer Medien. S. 57-74 in: H. Willems (Hrsg.), Weltweite Welten. Wiesbaden: VS.

Wagner, Birgit (2008): Die virtuelle Couch – Psychotherapie im Internet. Schweizerische Ärztezeitung 89: 1457-1460.

Endnoten

1 Krämer 1998: 562.
2 «Es muss deshalb schwer gefallen sein und fällt noch heute schwer, schriftliche Kommunikation als Kommunikation zu begreifen» (Luhmann 1998: 259).
3 Ebd.: 237 ff.
4 Kneer/Nassehi 1997: 160.
5 Sutter 2008: 67; Krämer 2000: 111.
6 Luhmann 1998: 251.
7 Derrida 2004: 80.
8 Luhmann 1998: 276.
9 Freud 1975: 367 f.
10 Derrida 2004: 219; Fuchs 2005.
11 «Bei den Begriffen «real» und «virtuell» handelt es sich (...) um Reflexionsbegriffe. [...] Mit jedem Mausklick bewege ich tatsächlich etwas in der Realität, teile mich mit, verschiebe Geld, treibe Handel u.a.m.» (Sandbothe 2001: 175).
12 Sennet 2008: 37 ff.
13 Heidegger 1978: 27.
14 «To be is to connect» (Soby 2000: 143).
15 Luhmann 1998: 251.
16 Sandbothe/Marotzki 2000: 106.
17 Goffmann 1963: 2.
18 Luhmann 1998: 259.
19 Goffmann 1963: 9f.
20 Abel 2010: 439.
21 «Es entsteht eine neue Art von Autorität. Es kommt nicht mehr so sehr darauf an, mit lauter Stimme und Selbstbewusstsein immer wieder die Sprecherrolle zu okkupieren, sondern Autorität bildet sich nun in der Form der Prätention und Unterstellung der Fähigkeit, mehr zu wissen und mehr sagen zu können [...]» (Luhmann 1998: 274).
22 Schachtner 2008: 105.
23 Krämer 1998: 564.
24 Vgl. Keppler 1996.
25 Gebhardt 2008: 77f.
26 Schachtner 2000: 219.
27 Luhmann 1998: 191.
28 Luhmann 1995: 149.
29 Ebd.
30 Ebd.: 147.
31 Ebd.: 193.
32 Ebd.: 196.
33 Ebd.: 200.
34 Vgl. z.B. Wagner 2008; Knaevelsrud 2004.
35 «Alliance refers to the achievement of a collaborative relation between helper and the client; meaning that there is a consensus and willingness on the part of both parties to engage in and do the work that leads to improvement». (Working Alliance Inventory).
36 Working Alliance Inventory: www.wai.profhorvath.com/what-is
37 Hörning 1988: 62.
38 Jörissen 2013: 102.
39 Gergen 1996: 186 ff.
40 Roesler 2008: 74.
41 Siehe Luhmanns Anmerkungen zum Roman, vgl. Luhmann 1998: 282.
42 Krämer 1998: 567.
43 Gräf/Krajewski 1997: 136.
44 List 2001: 67.
45 Junge 2002: 113.